

Sprache als Idee : die französische Sprache als zivilisatorisches Phänomen im französischen Klassizismus

Autor(en): **Millet, Olivier**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Jahrbuch für historische Musikpraxis : eine Veröffentlichung der Schola Cantorum Basiliensis, Lehr- und Forschungsinstitut für Alte Musik an der Musik-Akademie der Stadt Basel**

Band (Jahr): **28 (2004)**

Heft [1]

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-868945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SPRACHE ALS IDEE:
DIE FRANZÖSISCHE SPRACHE ALS ZIVILISATORISCHES PHÄNOMEN
IM FRANZÖSISCHEN KLASSIZISMUS*

VON OLIVIER MILLET

Im Verlauf des 17. Jahrhunderts hat sich das Französische kontinuierlich zu einer internationalen Sprache entwickelt, die sogar zeitweilig – zwischen 1680 und 1780 – dazu tendierte, das Lateinische als Sprache der kultivierten Verständigung zu verdrängen. Sein Erfolg als Exportprodukt begleitet denjenigen anderer französischer „Produkte“, die alle im Zusammenhang mit dem Aufschwung der materiellen, sozialen und kulturellen Zivilisation stehen. Erwähnt seien hier im Sinne materieller Erzeugnisse jene, die zum Luxushandwerk gehören, wie die Kleidermoden oder die sogenannten *articles de Paris*, jedoch auch die Bildenden Künste und allgemein Kunstgegenstände, Moden und Geschmacksvorlieben im Zusammenhang mit einer Lebensführung, die die Konversation, die Galanterie, den architektonischen und häuslichen Rahmen, die Lektüre von Literatur und Zeitschriften, privates und städtisches Theater etc. beinhalteten.

Es ist bekannt, dass die Musik innerhalb dieses Prozesses eine besondere Stellung innehatte, da die Verbreitung der französischen Musik im damaligen Europa – die die Universität Basel dieses Jahr untersucht – im Vergleich zu jener der bildenden Künste und des sprachlichen Einflusses aus dem Reich der Bourbonen nur begrenzte Verbreitung fand. Andererseits hatte die italienische Sprache als Kultursprache einen wichtigen Status inne, sowohl in Frankreich wie auch im internationalen Rahmen – besonders am Habsburger-Hof in Wien. Im Rückblick erscheint gesamthaft betrachtet gleichwohl die klassische französische Sprache als wichtiger Faktor für die Ausbreitung des französischen „Modells“ im Europa des Klassizismus und der Aufklärung.

Zu diesem Phänomen möchte ich einige Gedanken beitragen. Ich werde zuerst einige den Sprachhistorikern bekannte Angaben zur Konstituierung der klassischen französischen Sprache bezüglich ihres historischen Hintergrundes machen und dann deren Kriterien und Akteure präsentieren, um schließlich einige Überlegungen zum soziopolitischen Status dieser Sprache im Kontext der absoluten Monarchie und der zeitgenössischen französischen Gesellschaft zu formulieren.

Der klassische Bruch. Situation und Chronologie des Phänomens: eine Neuschaffung

Das klassische Französisch hat sich zwischen 1630 und 1650 als Sprache der Kultur und der Konversation konstituiert. Es diente seit diesem Zeitpunkt als

* Ich danke herzlich Madeleine Kern, Assistentin am Romanischen Seminar, und Rachel Müller, Studentin am selben Seminar, für die Hilfe bei der deutschen Übersetzung dieses Textes.

Instrument jener Schriftsteller, die man später die „Klassiker“ nennen sollte, und damit der literarischen Generation, die um 1660 in Erscheinung trat. Diese Sprache erobert zwischen 1660 und 1680 Europa, im Norden beginnend, bevor sie sich dauerhaft und – mit einigen seltenen Ausnahmen – als Sprache der Verständigung und der Konversation bei der Aristokratie und den europäischen Eliten durchsetzen kann. Zuerst möchte ich die Rahmenbedingungen beschreiben, innerhalb derer sich die klassische französische Sprache entwickelt hat, und an gewisse wichtige Eigenschaften erinnern.

Das klassische Französisch des 17. Jahrhunderts stellt durch seine Grundvoraussetzungen, durch seine ästhetischen und sozialen Eigenheiten sowie allgemein durch den gesellschaftlichen Voluntarismus, der seiner Konstituierung vorhergeht, einen Bruch in der Geschichte der französischen Sprache dar. Im 16. Jahrhundert war diese Gegenstand eines ehrgeizigen Reformprogramms von Schriftstellern und Grammatikern gewesen. Dies in Frankreich, wo die französische Sprache als Sprache des Königs von Frankreich in einem Land galt, in dem die Bevölkerung auch andere Sprachen und Dialekte sprach. Hauptziel dieser Reformen war die Etablierung der französischen Sprache im Sinne einer nationalen Kultursprache gewesen. Dieses gänzlich neue Ideal erklärt sich durch die zunehmend wichtige Rolle der zeitgenössischen Formen der monarchistischen Machtausübung in allen Sektoren des öffentlichen Lebens. Man wollte der französischen Sprache mit dem Ziel eines politisch-kulturellen Prestiges eine neue Reichhaltigkeit verleihen, im Besonderen mittels noch nie dagewesener literarischer Neuschöpfungen. Die Reformer der Generation um 1550 hielten diese Reichhaltigkeit für realisierbar, dachten jedoch, sie sei in den aus dem Mittelalter vererbten sprachlichen und literarischen Traditionen nie systematisch erarbeitet worden. Das ideale Modell einer reichhaltigen Sprache – sowohl auf lexikalischer wie auch auf syntaktischer und stilistischer Ebene – stellte das Griechische dar, das die Humanisten der Renaissance in seiner ganzen Tragweite wiederentdeckt hatten. Einige der wichtigen französischen Humanisten waren hervorragende Hellenisten, wie Guillaume Budé (1467–1540) und Jules-César Scaliger (1484–1558), später Henri Estienne (1531–1598), dem wir den *Thesaurus Graecae linguae* verdanken und Isaac Casaubon (1549–1614). Die griechische Sprache stellt in dieser Epoche oft eine bedeutende Bezugsebene sowie eine Basis für französische Ideen bezüglich der Idealsprache dar.

Erinnern wir uns auch daran, dass in dieser Epoche – nicht weniger als im 17. Jahrhundert – die Sprache als pures linguistisches Phänomen noch nicht von der Sprache als kultureller und literarischer Erscheinung mit ihrer ästhetischen Bedeutung getrennt war. Das Ziel der Autoren des 16. Jahrhunderts, im Speziellen der Dichter und Theoretiker, war es, mittels literarischer Neuschöpfung von Gattungen und Stilen eine neue französische Sprache zu formen. Dies erfolgte mit dem Zweck, diese neue Sprache zu „illustrieren“. Die in diesem Kontext so reichhaltig und originell entstandenen Werke (die sogenannte französische Literatur der Renaissance) wurden jedoch seit 1630 vom „klassischen“ 17. Jahrhundert mehrheitlich verurteilt, bevor sie von der Romantik des 19. Jahrhunderts wiederentdeckt wurden.

Wodurch erklärt sich dieses Verwerfen und Vergessen? Die Sprache ist für die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts Objekt eines individuellen Voluntarismus. Unter den grossen Autoren prägten zum Beispiel Rabelais, Ronsard und Montaigne in ihren jeweiligen Werken eine unglaublich reichhaltige, jedoch eigentümliche Sprache. Dies gilt im Speziellen für Rabelais, der für seine Romane, die die Gesamtheit der Welt darstellen, eine eigene „Weltsprache“ erfindet, die sich durch ihre Reichhaltigkeit, bezogen auf alle Ressourcen des Französischen (und anderer Sprachen), z.B. historische, zeitgenössische und etymologische Quellen sowie Dialekte und Neologismen, auszeichnet. Die im 17. Jahrhundert natürlich noch gelesenen *Essais* von Montaigne verkörpern bei unterschiedlicher Begründung ein Ähnliches: Montaigne erfindet eine ihm eigene, persönliche künstlerische Sprache, die von äußerster Reichhaltigkeit und fließendem Charakter ist, weil, wie er schreibt, „ich selbst Materie meines Buches bin.“¹ In beiden Fällen jedoch – wie auch im Falle der Dichter der Pléiade – ist die Sprache der Kultur, im Besonderen jene der ambitionierten Autoren, jeweils eine individuelle Sprache, die auf ihre Weise zur allgemeinen Sprache beizutragen behauptet. Was diese allgemeine Sprache betrifft – die der Konversation oder der öffentlichen Redekunst –, so ist festzuhalten, dass sich die Theoretiker des 16. Jahrhunderts nicht über die Instanz, von der die gewünschten kollektiven Normen geregelt werden sollten, einigen konnten. In der Tat konkurrierten verschiedene Instanzen miteinander: die höfische, stark vom Italienischen geprägte Unterhaltungssprache, die gelehrte, juristische und humanistische Sprache der sogenannten *Parlementaires* (hohe königliche Justiz- und Verwaltungsbeamten), die Pariser Umgangssprache usw.

Als Schlussfolgerung möchte ich festhalten, dass das Ideal der sprachlichen Reichhaltigkeit der französischen Renaissance dem entsprach, was das 17. Jahrhundert schließlich als einen Zustand der individualistischen und kollektiven Anarchie und der kulturellen Exzentrizität auffasste und als unvereinbar mit der Herausbildung einer vereinheitlichten, zivilisierten Gesellschaft verstand. Nun aber strebten die Eliten in den ersten drei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts – im Anschluss an die vierzig Jahre dauernden zivilen Religionskriege, die Frankreich während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verwüstet hatten – nach der Einrichtung einer solchen Gesellschaft. Die Sprache wurde folglich gemäss dieser neuen Perspektive reformiert.

Sie wurde vorerst im Bereich der Poesie reformiert. Der Reformator und Dichter Malherbe schlug um 1600 neue drakonische Normen für die poetische Sprache vor und erreichte es grösstenteils, diese bei seinen Zeitgenossen durchzusetzen. Das Publikum dieser Epoche – die neue, aus den Religionskriegen hervorgegangene Aristokratie – war bereit für eine solche Reform. Weniger kultiviert als die alte Aristokratie, war sie darüber begeistert, dass ihr eine auf der sprachlichen Praxis der mondänen Kreise beruhende poetische Sprache angeboten wurde. Diese simple, „bereinigte“ Sprache behagte ihr bestens. Malherbe, der

¹ *Les Essais*, Vorrede „Au lecteur“: „Ainsi, lecteur, je suis moy-mesmes la matiere de mon livre“.

sowohl mit der humanistischen Tradition als auch mit den italienischen und spanischen Vorbildern brach, erschien als „Moderner“, und sein Prestige warf die aus der Tradition des 16. Jahrhunderts vererbte gelehrte und für Reichhaltigkeit bekannte Sprache in die Vergangenheit zurück. Aus dieser Perspektive heraus entstand auch die Idee und die Stigmatisierung des Provinzialismus, der als Zeichen einer rückschrittlichen sozialen und kulturellen Sphäre verstanden wurde. Das klassische Französisch als Unterhaltungssprache sollte in der Folge vom ursprünglich – ich betone – rein poetischen Ideal Malherbes folgende absoluten Kriterien erben:

1. Logischer und rhetorischer innere Zusammenhalt und die Verwerfung allzu komplexer kompositorischer Effekte.
2. Klarheit: der Grundgedanke soll ohne jegliche Anstrengung des Lesers verstanden werden. Dies setzt innerhalb der Syntax des Satzes eine Anordnung der Wörter (und ihrer Zusammensetzung) voraus, die systematisch jeglichen Doppelsinn und jegliches Zögern über den genauen Sinn des Wortes innerhalb der Reihenfolge des Satzes ausschließt. Im lexikalischen Bereich setzt dies Klarheit des Stils (*clarté/netteté*) voraus. So darf jedes Wort nur einen einzigen Sinn haben; zwei verschiedene Sinnzusammenhänge müssen durch zwei verschiedene Wörter, die sich durch einen verschiedenen semantischen Gebrauch voneinander unterscheiden, ausgedrückt werden. Diese Regel gilt auch für die Zusammensetzung der Wörter in den Ausdrucksweisen (Zitat 1). Im kulturellen Bereich setzt das Kriterium der Klarheit voraus, dass die historischen und mythologischen Bezüge auf ein geläufiges *bagage culturel* reduziert werden, das auch für Menschen ohne direkten Bezug zu der humanistischen Kultur zugänglich ist. Von den esoterischen Zügen der humanistischen Kultur, wie sie sich am französischen Hof und bei den Eliten des XVI. Jahrhunderts entwickelt hatte, ist nicht mehr die Rede.²

Auf die Normen Malherbes im Bereich der Metrik und der lyrischen Ausdrucksformen möchte ich nicht eingehen, denn hier interessieren mich nur die allgemeinen Eigenschaften der kultivierten Sprache. Die Anwendung dieser verschiedenen Kriterien kam einer Auflösung des humanistischen Ideals der Dichtung gleich. Fünfzig Jahre zuvor war dieses Ideal von einem Ronsard auf radikale Weise definiert worden, als der Dichter für die Poesie gefordert hatte: „langue à part, style à part, oeuvre à part“. Anstelle dieser inspirierten und idealistischen Auffassung stellt Malherbe als Regel den alltäglichen Gebrauch der Sprache für alle Bereiche der dichterischen Tätigkeit auf. Von dieser Sprache behauptet er gern, sie sei dem Marktplatz zu entlehnen, das heißt, sie habe für alle unmittelbar verständlich zu sein. Die Dichtung und die kultivierte

² Diese Entwicklung wird zur Zeit von Louis XIV. im Bereich der politischen Mythologie auffallend, als um 1674 der König nicht mehr als Apollo oder Herkules, sondern ganz einfach als „Louis le Grand“ dargestellt wird.

Sprache ganz allgemein entstammt nach dieser Auffassung nicht dem Bereich der individuellen Freiheit, sondern erstrebt ein einfaches Ziel, nämlich eine transparente Redekunst zu gewährleisten, die in ihren künstlerischsten Ausdrucksformen die monarchistische Größe widerspiegeln soll.

Die Dichtung selbst stellt in diesem Zusammenhang lediglich die höhere, die „perfekte“ Form dieser Sprache dar, und diese wurde mit der neuen Dynastie der Bourbonen identifiziert. Die Bourbonen versprachen, das politisch und religiös gesplante Frankreich wieder zu verbinden, und das ist ihnen auch gelungen. Es ging darum, das 16. Jahrhundert, die vergangene Dynastie der Valois, die als Quelle der Unruhen galt, die Schrecken des Bürgerkrieges und der Anarchie sowie die ausländischen (italienischen, lateinischen und griechischen) Einflüsse auszurotten. Ein einziges Modell des humanistischen Kulturerbes kommt seit diesem Zeitpunkt zum Zuge: das Latein der Augustuszeit, ein imperiales Modell, das den wiedergefundenen sozialen Frieden nach den Bürgerkriegen, die Entfaltung der Kultur und die Magie der Macht miteinander verbindet. Das Lateinische war jedoch eine tote Sprache und es stand außer Frage, dass dieses neue Französisch dem Modell des klassischen Latein folgen sollte, so wie es die Humanisten im vorangegangenen Jahrhundert getan hatten, als sie versucht hatten, ihr Französisch systematisch mittels der Ressourcen der verschiedenen klassischen Sprachen (Griechisch, Lateinisch und Italienisch) zu bereichern. Das Latein der Kaiserzeit sollte lediglich als „Idee“ der vollkommenen Sprache dienen. Die Aufgabe der Generation um 1630 war es demnach, konkrete Formen dieser Sprache zu erfinden – freilich ohne Rücksicht auf die humanistische Gelehrsamkeit. Andererseits stellte man sich weiterhin eine Frage im Sinne von Malherbe: Welchem praktischen Gebrauch sollte man die Normen der gemeinsamen Sprache entlehnen bzw. welche Rolle sollte die Sprache der Schriftsteller – die spezifisch poetisch-literarische Sprache – für die Konstitution dieser Normen spielen? Aus der Erfindung des klassischen Französisch, der Anwendung des lateinisch-imperialen Modells und der Definition der Rolle der Literatur in diesem Prozess ergibt sich die Antwort auf diese Frage.

Die Kriterien der klassischen Sprache – ihre Akteure

Die klassische Sprache, die sich zwischen 1630 und 1650 herausbildet, beantwortet diese Frage auf ebenso simple wie radikale Weise: sie konstituiert sich gewissermaßen spontan, in dem Maße, in dem sie eine Sprache darstellt, die in *gemeinsamem Einverständnis* erarbeitet wird zwischen 1. den Grammatikern, die den aktuellen Gebrauch beobachten, ohne jedoch ein Regelwerk zu formulieren, 2. dem „Publikum“, das über seinen eigenen Sprachgebrauch mit Leidenschaft debattiert, schreibt und (mit Hilfe der Grammatiker) nachdenkt, sowie 3. den Autoren, die sich diesen Sprachgebrauch im Sinne einer Norm zu eigen machen, ihn jedoch ihren jeweiligen Bedürfnissen anpassen. Im Zentrum dieses Einverständnisses steht also der Sprachgebrauch, der nun durch eine neue soziale Gruppierung, jene der *honnêtes gens*, definiert wird. Die *honnêtes gens* beanspruchen für sich selbst die Exklusivität der perfekten Sprache und

setzen diesen Anspruch durch den Gebrauch ihres Idioms sogleich um. Ich möchte an dieser Stelle auf einige entscheidende Aspekte dieses komplexen Phänomens, das Kultursprache und mündlichen Sprachgebrauch miteinander verbindet und das durch den Gebrauch von Seiten der *honnêtes gens* einem „Soziolekt“ (einer gesellschaftlichen Sprache) entspricht, eingehen.

Die offenkundigste Eigenschaft dieses Systems besteht darin, dass alles in engem Zusammenhang zueinander steht. Die mondäne Gesellschaft der *honnêtes gens* begeisterte sich zutiefst für sprachliche Fragen und führte un-
aufhörlich – im oder ohne Beisein der Grammatiker – nicht enden wollende Diskussionen über den Stand der eigenen Sprache sowie über deren optimalen Gebrauch. Die Grammatiker begnügten sich demgegenüber damit, diesen Gebrauch festzuhalten. Ihr Einfluss kam nur in dem Maße zum Zuge, wie sie sich selbst an Diskussionen der *honnêtes gens* beteiligten. Die Schriftsteller ihrerseits – im Speziellen jene der folgenden Generation um 1660 – behaupteten oft, in der Sprache, die sie in den mondänen Kreisen praktiziert und beobachtet hatten, zu schreiben. Der klassische Schriftsteller ist ein Autor, der den Eindruck erweckt, so zu schreiben wie „man“ spricht. Diese Eigenschaft gilt als bedeutend für den einfachen, jedoch auch den erhabenen Stil, obwohl die klassische Literatursprache auf der Spitzfindigkeit einer durch Kunstkniffe erreichten Einfachheit beruht. Das Wesentliche aber besteht darin, dass Kultursprache und Konversationsprache prinzipiell miteinander gleichgesetzt werden.

Die Grammatiker

Die im 17. Jahrhundert aussagekräftigen Grammatiker schlugen keine systematische, nach dem Prinzip der Vernunft (wie es für das Lateinische der Fall war) organisierte Grammatik der französischen Sprache vor, sondern schlicht die Beschreibung des *bon usage*. Damit machten sie sich zu beobachtenden Zeugen von Phänomenen wie Aussprache, Rechtschreibung, Morphologie, Lexikologie und Wortbildung. Der berühmteste und wichtigste unter diesen Grammatikern war Claude Favre de Vaugelas (1585–1650). Seine Prinzipien (siehe z. B. Zitat 2) wurden allenthalben übernommen, wenn auch deren Anwendung zuweilen teilweise angefochten wurde. Seine Überlegungen stellen das Ergebnis von dreißig Jahren Beobachtung, Lektüre, Besuchen mondäner Salons (im Speziellen dessen von Mme de Rambouillet) sowie seiner Erfahrungen an der *Académie française* – er war eines ihrer ersten Mitglieder – dar. 1647 veröffentlichte er seine *Remarques sur la langue française, utiles à ceux qui veulent bien parler et bien écrire*, ein Werk, in dem Vaugelas ganz konkret den *bon usage* beschreibt.

Bon usage und honnêtes gens

Nach Vaugelas' Auffassung besteht der *bon usage* in einem soziologisch-ästhetischem Prinzip, indem dieser Gebrauch „der Gebrauch des gesündesten Teiles des Hofes“ ist. Also der Hof (siehe z. B. Zitat 3), aber nicht der ganze Hof!

Der Hof ist bis 1682 an keine bestimmten Orte gebunden und wird nur durch die Menschen in der Umgebung des Königs definiert. Zu Hofe begeben sich allerlei Leute aus dem ganzen Königtum, seien es Diener oder solche, die es werden möchten, außerdem Ausländer, Leute aus den verschiedenen Provinzen, Pariser usw., ernste oder gelehrte Menschen oder solche, die die Moden bestimmen. Gemäß der üblichen ideologischen Vorstellung jener Zeit stand der Hof im Zentrum der monarchistischen Gesellschaft, und gleichzeitig war er dieser Gesellschaft übergeordnet. Er ist ihr konkreter Kern und vertritt ihr Ideal. Politische Funktion und Prestige sowie ästhetische Dimension legitimieren den Hof als die prinzipielle Instanz, die den sprachlichen *bon usage* zu bestimmen hat. Es gibt aber bei Vaugelas eine Einschränkung: der Hof allein genügt nicht, um den *bon usage* zu definieren. Denn es gibt Leute und Phänomene bei Hofe, die den *bon usage* verderben. Nur der „gesündeste Teil des Hofes“ ist der legitime Zeuge für den „richtigen Gebrauch“. Um diesen „richtigen Gebrauch“ innerhalb des Hofes zu bestimmen, kommen weitere Instanzen zum Zuge: Der „richtige Gebrauch“ am Hofe wird nämlich „von der Stadt“, von Paris, bestätigt, wie auch von den besten zeitgenössischen Schriftstellern (soweit sie diesen Gebrauch reflektieren), die in der Regel Mitglieder der 1635 von Kardinal Richelieu begründeten *Académie française* sind. Die Aufgabe der Grammatiker ist es schließlich zu beobachten, inwiefern diese drei Kriterien – Gebrauch des Hofes, externe Bestätigung und Zeugnis der Schriftsteller – einander entsprechen.³ Ihre empirische Beobachtung dient dazu, dem aktuellen Gebrauch des Hofes über die flüchtigen Moden oder die individuellen Abwechslungen hinaus eine objektive und stabile Basis zu verleihen und den konkreten Zustand des *bon usage* herauszufiltern. Ohne den Vorsitz zu verlieren, wird also der Gebrauch des Hofes in einen größeren Rahmen einbezogen, so dass er sehr oft als *l'usage des honnêtes gens* benannt wird.

Die *honnêtes gens* entsprechen in Frankreich keineswegs der soziologischen oder idealen Gruppe der Höflinge. Der *honnête homme* ist nicht unbedingt ein Höfling, kann es aber sein. Es ist ja ein typisch französisches Phänomen, dass das moderne Ideal der Menschheit, wie es sich vom 16. bis zum 18. Jahrhundert entwickelt hat, nicht durch die Figur des *cortegiano*, sondern durch jene des *honnête homme* verkörpert wird, durch ein Bild also, das prinzipiell vom Hof unabhängig ist, auch wenn es sich zum Hofe über die Figur des *cortegiano* – manchmal negativ, meist aber positiv -bezieht. Die Gesellschaft der *honnêtes gens* kann durch folgende Charakterzüge definiert werden: Sie existiert ganz konkret, sei es am Hofe, sei es in den Pariser Salons, aber sie übernimmt die utopischen Formen einer idealen Gesellschaft, die bestimmten negativen soziologischen Strukturen überlegen ist.

Ich möchte hier diese utopischen Formen durch einige Merkmale skizzieren, die die Gesellschaft der *honnêtes gens* dem Hof entgegensetzt. Der Hof ist *par excellence* der Ort der sozialen Hierarchisierung, wobei sich der genaue Rang, den man an diesem einzigartigen Ort innehat, aus dem Bezug

³ Vgl. eine Variante dieser Idee: Zitat 4.

auf die Person des Königs ergibt. Die Gesellschaft der *honnêtes gens* kennt demgegenüber keine derartige Hierarchisierung; sie wird vielmehr durch ein weites Netz von Salons verkörpert, die untereinander nicht hierarchisiert sind. Jeder Salon findet in der jeweiligen gastgebenden Dame nicht ein Zentrum, sondern ein wertneutrales egalitäres Lebensprinzip. Es spielt keine Rolle, ob man im Salon zur hohen oder zur mittleren Aristokratie gehört oder zum hohen Bürgertum, oder ob man als Vertreter der Künste oder anderer Berufe auftritt. Die sozialen Unterschiede werden in der Gesellschaft der *honnêtes gens* abstrahiert, weil diese Gesellschaft sich im Unterschied zum Hofe zu einem einzigen Ziel bekennt, dem Vergnügen des Zusammenseins. Ein letzter Unterschied kommt noch hinzu. Der Hof ist um die in Frankreich immer männliche Figur des Königs organisiert; die Gesellschaft der *honnêtes gens* folgt dagegen als oberster symbolischer und praktischer Regel dem Prinzip, dass die Frauen in allen Belangen der Sprache eine grundsätzliche Überlegenheit über die Männer besitzen. Was die Sprache betrifft, ist Vaugelas in diesem Punkt sehr klar: wenn man zwischen zwei Möglichkeiten, sei es in der Aussprache, sei es in der Semantik, zögert, stellt das weibliche Zeugnis oder Urteil die letzte, endgültige Instanz dar, die für den Entscheidend ist. Der Grund dafür: Das weibliche Urteil verkörpert Werte, die für den *bon usage* wesentlich sind; es hat den Vorteil, mit dem Wissen und der grammatikalischen Vernunft der Gelehrten nichts zu tun zu haben. An Stelle dieses Wissens und dieser grammatikalischen (männlichen) Vernunft treten andere Richtlinien – unmittelbares Verständnis für sprachliche Realitäten, ästhetischer Geschmack sowie Sinn für die sozialen und emotionalen Implikationen des Sprachgebrauchs. In einer noch breiteren Perspektive wird der „richtige Gebrauch“ meistens so definiert, dass der Frauenmund die Beispiele für diese *politesse* liefert, die auch eine Höflichkeit der Sprache ist. Alles, was man zu dieser Zeit *politesse* nannte, betraf die Entrohung der Sitten und der Sprache und die Zivilisierung des Menschen. Dass dieser Prozess in Frankreich zwischen 1630 und 1650 eine eigenständige und radikale Form annimmt, ist allgemein bekannt.

Sprachliche und literarische Register

Kultursprache und Konversationssprache sind also ein und dasselbe. Im Unterschied zum italienischen Renaissancemodell fühlt sich die französische klassische Sprache keiner Kultur- und Literaturtradition verpflichtet. Sie stellt sich selbst als eine moderne Tatsache dar, die spontan ihre eigene Perfektion gesucht und erreicht hat.⁴ Als allgemeines Kriterium für den „richtigen Gebrauch“ gilt, alles aus der Sprache auszuschließen, was sich außerhalb dieses Ranges befindet. „Rang“ bedeutet in diesem Sinne: Überlegenheit gegenüber den materiellen, sozialen, berufs- und wissensbezogenen Gegebenheiten. Es wurden aus der klassischen Sprache vor allem die Wörter und Ausdrücke ausgeschlossen, die

⁴ Über dieses Gefühl, s. z. B. Zitat 5.

an das alltägliche bürgerliche Leben sowie an die verschiedenen Fachsprachen erinnerten.⁵ Neben dem gesamten Sprichwörter-Schatz (der nach Bürgerlichkeit riecht), wurden tausende Wörter wie z. B. *concept* (Konzept) verbannt, weil sie an die scholastische Universitätsprache der Philosophie erinnerten, also an eine Fachsprache. Das Wort *idée*, das schon lange französisch geworden war, oder *pensée* sollten für die entsprechende Bedeutung genügen. Noch ein weiteres Beispiel: auch das Wort *paysagiste* (Landschaftsmaler) wurde ausgeschlossen, weil es zur Fachsprache der Malkunst gehörte, oder *conflit* (Konflikt), weil es an den (bürgerlichen) Justizpalast erinnerte. „Verbannt sein“ bedeutet, dass das Wort in der Konversationssprache nicht gebraucht werden durfte. Natürlich aber hatten diese Wörter und Begriffe dort ihre Daseinsberechtigung, wo sie von Fachleuten in Fachbüchern oder -reden benutzt wurden.

Dieses Rangprinzip wurde nicht um des Ranges einzelner Individuen willen angewandt. „Distinguiert“ sein bedeutet, zur Gruppe der *honnêtes gens* zu gehören, keineswegs aber zu versuchen, sich innerhalb der kultivierten Gesellschaft als Individuum darzustellen. Der berühmte Streit um die „Geziertheit“ in den Fünfziger- und Sechzigerjahren diente eben dazu, das Gemeinsamkeit stiftende, kollektive Gefühl der „Distinguiertheit“ von einer individualistischen, manieristischen und extravaganten Attitüde zu unterscheiden, die sich insbesondere in der Erfindung einer immer wieder neuen, auf Originalität zielenden Sprache niederschlug. Es gehörte im Gegenteil zur normalen Konversationssprache, dass sie immer für alle verständlich blieb. Dem Ideal nach sollte man sich einfach, genau und richtig, knapp und möglichst schnörkelfrei ausdrücken. Wie die Beziehung zur *politesse* und *galanterie*, also zum Frauenprinzip, wurde dieses Distinktionsprinzip eine wichtige Grundlage für den Erfolg der französischen Sprache als Exportmodell.

Dennoch sind neben diesem stark konformistischen, einheitlichen Zug auch gewisse Variationsmöglichkeiten zu erkennen, und dies vor dem Hintergrund der oben genannten Gleichstellung der *langue de culture* und der *langue de conversation*. Diese Gleichstellung entfaltete ihre Wirkung literarisch im Rahmen eines allgemeinen Prinzips: je höher die literarische Gattung (zum Beispiel im Falle der Tragödie und der *Tragédie lyrique*), desto abstrakter der Wortschatz und desto literarischer der Stil. Wenn Racine in seiner Tragödie *Phèdre* den zerschnittenen Körper des jungen Hippolytus erwähnen will, begrenzt er seine Beschreibung im Unterschied zu den vorhandenen Modellen von Seneca und Robert Garnier – einem Tragiker des 16. Jahrhunderts – auf diese einfache Umschreibung: „Hippolyte étendu, sans forme et sans couleur“. Darin besteht – unter Anwendung der Stilfigur *Litote* (Schlichtheit) – der tragische Ton, das Erhabene. Anders als bei Seneca oder Garnier wird nichts Konkretes, nichts Körperliches oder Sexuelles angesprochen; alles wird der Einbildungskraft der Zuhörer überlassen. So wird die rohe Grausamkeit vermieden, und die einzige Grausamkeit, die Racine interessiert, die innere Grausamkeit, kann ihre Wirkung zeigen. Sie besteht darin, dass das Wesen der Schönheit, *forme*

⁵ Vgl. Zitat 6.

et couleur, das so tief die erotischen Begierden von Phaidra anregte, nicht zum Tragen kommt. Diese ästhetische Minimalkunst entspricht im übrigen auch einer der Hauptregeln der klassischen Sprache als Konversationssprache, die besagt, dass der Zuhörer nichts Unangenehmes zu hören bekommen soll. Es geht also darum, eine abstrakte und keusche Sprache zu pflegen.

Neben der Dichtung, der ranghöchsten Gattung der Kultursprache, und ihren verschiedenen stilistischen Ausprägungen gibt es aber weitere Sprach- und Literaturbereiche, deren Bestehen keine Probleme mit sich bringen, weil sie Randerscheinungen sind. Gemeint sind die komischen, satirischen und burlesken Gattungen mit ihren eigenen, freien Sprachmitteln. Wie die Dichter, zum Beispiel Molière oder La Fontaine, mit diesen Vorgaben umgegangen sind, ist eine andere Frage, auf die ich hier nicht eingehen will. Die Sprache von La Fontaine beispielsweise ist genau das Gegenteil dessen, was man zu seiner Zeit als *bon usage* erachtete. Sie ist voll von Archaismen, Neologismen, Provinzialismen, Vulgarität, Neuschöpfungen usw. Der Grund dafür besteht darin, dass La Fontaine sich zur Gattung der Fabel hingezogen fühlte, die poetisch als niedrig galt und die deswegen paradoxerweise zu neuen, in seinem Falle epischen Zwecken umgestaltet werden konnte.

Einen weiteren Raum für die sprachliche und künstlerische Freiheit öffnete die Hierarchisierung der literarischen Gattungen nach ihrem jeweiligen Grad der Öffentlichkeit. Ich möchte hier auf die außerordentliche Entwicklung literarischer Gattungen im Frankreich des 17. Jahrhunderts hinweisen, deren Charakter eben darin besteht, dass sie nicht als literarisch im Sinne der Poetik und der Rhetorik galten, sondern als „spontane“ und „private“ Produktionen, die von nicht professionellen Verfassern stammten. Hier ist besonders auf die Gattung der Memoiren (zum Beispiel diejenigen des berühmtesten Autors dieser Gattung, des Herzogs von Saint-Simon) und des Briefwechsels (z. B. desjenigen von Madame de Sévigné) zu verweisen, also auf Gattungen, die in aristokratischen Kreisen aus einem eher alltäglich bestimmten Sprachgebrauch des Schreibens entstanden sind und die dem freien, mündlichen Konversationsstil nahestehen. Es ist kein Zufall, dass seit dem 19. Jahrhundert neben den großen dramatischen Werken des *Grand siècle*, neben der Dichtung von La Fontaine, und derjenigen der Moralisten wie La Rochefoucauld oder La Bruyère vor allem diese Art von Werken aus dem 17. Jahrhundert noch gelesen wurden. In ihnen korrespondieren die künstlerische Spontaneität des Konversationscharakters der damaligen Kultursprache und unsere moderne Idee von Literatur als persönlicher Gestaltung der Welterfahrung mit den Mitteln der Sprache am besten.

Sprache und Publikum

Ich möchte jetzt ein letztes Thema ansprechen, nämlich die ideologische Funktion bzw. den ideologischen Ort der Sprache innerhalb des soziopolitischen Gebildes, in dem sie entstanden ist, und dies besonders im Hinblick auf das französische Modell der absolutistischen Monarchie, wie es sich im 17. Jahrhundert entfaltet hat.

Das moderne Standardwerk über die Geschichte der französischen Sprache, die berühmte *Histoire de la langue française* von Ferdinand Brunot, dessen entsprechender, die klassische Sprache behandelnde Band 1931 erschienen ist, enthält im Kapitel „La langue littéraire et l'esprit général du temps“ eine Aussage,⁶ die in der französischen Kultur des 20. Jahrhunderts bis heute zu immer neuen Denkanstößen, Ansichten und Kritiken geführt hat. Die klassische Sprache entspricht nach Brunots Auffassung dem allgemeinen französischen Zeitgeist, d. h. den Grundsätzen der Zentralisierung und der Autorität und spiegelt damit die charakterisierenden Züge der absolutistischen *monarchie à la française*, besonders zur Zeit von Louis XIV., wieder. Diese Bewertung wurde 1931 getroffen und damit zu einem Zeitpunkt in der Geschichte der dritten Republik zwischen den zwei Weltkriegen, als die Exponenten des französischen demokratisch-republikanischen, laizistischen Schulsystems glauben konnten, endlich ihr altes Ziel erreicht zu haben, der gesamten Bevölkerung des französischen Raumes eine einheitliche französische Sprache gegeben zu haben; eine Sprache, die deutlich am klassischen Modell orientiert war, die aber den politischen und ideologischen Vorteil hatte, sich als Mittel der politischen Demokratisierung ausgeben zu können und nicht mehr als Machtinstrument einer sozialen Klasse oder einer monarchistischen Institution wirken zu müssen. Dieser Glaube oder diese Illusion wurde nach dem zweiten Weltkrieg in Frage gestellt, und mit ihm das gesamte Schulsystem, die sogenannte *École républicaine*. Deren Bemühungen, die französischen und okzitanischen Dialekte sowie die anderen Sprachen (Bretonisch, Baskisch, Flämisch, Korsisch usw.) auszurotten und bei der Bevölkerung eine einzige, stark standardisierte Sprache durchzusetzen, wurden allmählich von einigen intellektuellen Kreisen als ein inakzeptabler Gewalt- und Entfremdungsprozess dargestellt. Ganz im Gegenteil ginge es darum, die Werte in der Natur des Individuums oder die in kleineren Gemeinden verankerte Spontaneität zur Geltung zu bringen. Dazu kam eine komplexe philosophische Sprachkritik, die versuchte, im Phänomen der Sprache als Struktur eines organisierten und programmierten Systems die radikalen Wurzeln einer sozialen und mentalen Machtausübung aufzuzeigen, die letztendlich als faschistisch gedeutet wurde. Diese Kritik erreichte ihren Höhepunkt 1972, als Roland Barthes in seiner Antrittsrede im *Collège de France* mit seiner berühmt gewordenen Aussage „die Sprache ist faschistisch“ das terroristische Motto dafür lieferte. Vor dem Hintergrund solch einer radikalen Kritik erschien die Aussage von Ferdinand Brunot in einem ganz anderen Licht. Die für Brunot als selbstverständlich vorausgesetzte Beziehung der klassischen Sprache zur Zivilisation der absolutistischen Monarchie hatte jetzt zur Folge, dass selbst eine demokratische, moderne Rezeption der Idee der klassischen Sprache nur noch als rein ideologische Illusion gelten konnte.

Ich möchte demgegenüber einige Sichtweisen darstellen, die in Zusammenhang mit unserem Thema der europäischen Ausbreitung der klassischen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert stehen. Ich stütze mich dabei auf die aktuellen Forschungen einiger Kollegen, die in diesem Bereich zu einem veränderten Standpunkt führen.

⁶ Vgl. Zitat 12.

Hierbei geht es darum, den Ort der klassischen Sprache innerhalb des absolutistischen Systems korrekt zu bewerten. Dieses System besteht darin, dass normalerweise der öffentliche Raum, also die Öffentlichkeit, einzig von der politischen Macht kontrolliert wird – sie hat sozusagen das Monopol in diesem Bereich. Dieses Prinzip galt in Frankreich zum Beispiel für die Religion. Weil die Monarchie der Bourbonen mit absolutistischen Mitteln den Religionsfrieden des Edikts von Nantes (1598) gegen den strengen, ja fanatischen Katholizismus durchgesetzt hatte, konnte diese katholische Monarchie innerhalb des französischen Königreichs das Bestehen einer öffentlich anerkannten religiösen Minderheit – der französischen reformierten Kirchen – gewährleisten und sich für diese (auch gegenüber Rom) verbürgen. Neben diesem öffentlichen Bereich gibt es den Bereich des häuslichen Raumes der Privatpersonen mit ihren individuellen Lebensformen und Gedanken, in dessen Sphäre die politische Macht normalerweise nicht eindringt. Auch der ausgeprägteste Absolutismus erkennt diese Grenze an. Zwar gestattet er sich, die sozialen Gruppierungen, die damals übrigens „ordres“ genannt wurden, drastisch seiner höheren Rationalität zu unterwerfen, berührt aber nicht die Privatsphäre. Angesichts eines solchen Gebildes, das gleichzeitig politische Realität und symbolische Ordnung ist, stellt sich die Frage, wo sich hier der Ort der Sprache bzw. des *bon usage* befindet.

Im 16. Jahrhundert war oft betont worden, dass die – damals noch nicht normierte – französische Sprache in erster Linie als Sprache des Königs galt. Das bedeutete ganz einfach, dass Französisch, und nicht Latein, die Sprache des Hofes sei – mit allen religiösen, politischen und kulturellen Konsequenzen. Dieses Thema wird im 17. Jahrhundert gelegentlich wieder aufgenommen, aber mit neuen Akzenten versehen, die mit der Fragestellung nach dem „zeitgenössischen Vollzug der absolutistischen Monarchie“ in Verbindung stehen. Die jetzt geschaffene klassische Sprache beansprucht, sogar das Lateinische als Kultursprachenmodell in den Schatten zu stellen.

Die allgemeine Antwort auf die Frage nach der Legitimation der Autorität im Bereich der Sprache lautet vom Beginn bis zum Ende des 17. Jahrhunderts stets: Nicht der König, also nicht die politische Macht, ist dafür zuständig. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte der politische Theoretiker Jean Bodin in seinem Standardwerk *De la republique* das Recht auf Einfluss auf die Sprache explizit nicht unter den *Regalia*, die Vorrechte des königlichen Souveräns, subsumiert. Dieses Thema wurde von Vaugelas und von den späteren Grammatikern immer wieder aufgenommen,⁷ wobei der von allen Theoretikern des *bon usage* vertretene Grundsatz natürlich nicht ausschloss, dass der König als der erste Vertreter des *bon usage* verehrt wurde.⁸ Diese Huldigungen, die übrigens nur an Louis XIV. gerichtet waren, nicht aber an seinen Vater oder Großvater, besagen etwa: „Wir haben die unglaubliche Chance, dass unser König den *bon usage* am besten beherrscht, und damit verfügen wir im Hinblick auf die Sprache mit seiner Person über eine konkrete und symbolische

⁷ Vgl. Zitat 8.

⁸ Vgl. Zitat 9.

Verwirklichung unserer Idee.“ Das bedeutet aber keinesfalls, dass die Sprache dem Willen des Königs untergeordnet war.

Es gibt noch einen weiteren Beweis für diese nicht-politische Dimension der klassischen Sprache im Rahmen der absolutistischen Monarchie. Die Gründung der *Académie française* im Jahre 1635 geht auf die Initiative des Ministers Richelieu zurück, also des damaligen Hauptvertreters und Architekten der absolutistischen Auffassung von der französischen Monarchie. Die Aufgabe dieser Akademie bestand darin, die französische Sprache in ihre Obhut zu nehmen. Wenn man aber die historischen Gegebenheiten, die ihre Begründung betreffen, insbesondere die Stiftungserklärungen, genau anschaut, dann fallen folgende Tatsachen auf:

1. Richelieu, und nicht der König, hat diese *Académie* gegründet.
2. Sie ging aus einer schon vorher bestehenden Kerngesellschaft hervor, einem von Valentin Conrart (1603–1675), einem hugenottischen „homme de lettres“, ins Leben gerufenen Literatenzirkel. Das bedeutet, dass Richelieu sich bei seinem Unternehmen auf ein vorgegebenes Programm und eine vorgeformte Gesellschaft stützen konnte und wollte, also keine *creatio ex nihilo* im Sinne eines absolutistischen Machtinstruments anstrebte. Das bedeutet auch, dass er als kultivierter Mäzen in diese Sprachproblematik eingriff, als politische, dem König am nächsten stehende Person, die aber auch als Privatperson einen Geschmack hatte⁹ und eine Initiative der zivilen Gesellschaft fördern wollte, indem sie ihr einen offiziellen Charakter verlieh, ohne dabei ihre Priorität als gesellschaftliche Kommunikationssprache aus den Augen zu verlieren.
3. Der Tätigkeit der *Académie* waren im Bereich der Sprache sehr enge Grenzen gesetzt. Ihr monumentales Wörterbuch, das Ende des 17. Jahrhunderts erschien, folgt den Grundsätzen des *bon usage*, dessen Regeln von Vaugelas bestimmt worden waren und die sich seither weiter entwickelt hatten. Darüber hinaus weigerte sich die *Académie française*, deren Rolle eher symbolisch als effektiv war, dem Publikum eine Grammatik oder eine Poetik zu liefern, weil sie in diesen freien Bereichen nicht als Vertreterin einer Autorität auftreten wollte. Im übrigen war es in ihren vom Pariser Parlament erlassenen Stiftungsstatuten festgeschrieben, dass sie nicht das Recht habe, eine literarische Gerichts-, das heißt zensorische Tätigkeit auszuüben

Die Gründung der *Académie française* bedeutet also nicht, dass sie die Macht haben sollte, die Sprache zu kontrollieren und zu lenken. Vielmehr stellte sie einen Kompromiss zwischen der Monarchie und dem Publikum dar, der den öffentlichen Charakter der Sprache anerkannte, ohne sie den unmittelbaren Bedürfnissen der Monarchie zu unterwerfen.

⁹ Vgl. die historische Figur des Maecenas, „Minister“ von Kaiser Augustus und geschmackssicherer Weltmann seiner Zeit

Dem lag die Auffassung zugrunde, dass der *bon usage* einen lebendigen, kollektiven Sprachgebrauch darstellte, der weder von der politischen, absolutistischen Macht noch von Privatpersonen und ihrer Willkür abhängen durfte. Anders ausgedrückt: Mit dem Phänomen „Sprache“ haben wir es mit einer dritten Realität zu tun, die weder der politischen Öffentlichkeit noch der häuslichen Privatsphäre angehört, auch wenn diese dritte Realitätsebene die beiden anderen berührt. Diese dritte Instanz nannte man im Frankreich des 17. Jahrhunderts *le public*.¹⁰ Sie unterscheidet sich von der politischen und religiösen Sphäre in mehrerer Hinsicht. Zum einen trugen sowohl die Hugenotten wie die Katholiken zur Bildung des Publikums bei, insofern die beiden Gruppen am Hofe und in den Salons vertreten waren. Das Publikum war an und für sich weder protestantisch noch katholisch, obgleich die königliche Institution katholisch war. Der Grund dafür könnte zwar politisch sein, wie schon oben erwähnt, aber eine noch tiefere kulturelle Ursache begründet diese neutrale Identität des Publikums: Das *honnête homme*-Sein schließt von vornherein jede Bestimmung aus, auch jede religiöse, da diese als Partikularismus wahrgenommen werden und damit die einen oder anderen Gesellschaftspartner abstoßen könnte. In dieser Hinsicht enthalten das *honnêteté*-Ideal und die entsprechende Sprache ein Moment der religiösen Indifferenz, was sich auch in den laizistischen Tendenzen der klassischen Literatur niederschlägt. Dies steht natürlich im Gegensatz zu den fanatischen politischen und religiösen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts und der Religionskriege, als jede Partei die Sprache hatte kontrollieren wollen, eine eigene Poetik zu entwickeln suchte und die Umgangssprache im Dienste der propagandistischen Rhetorik einsetzte.

Die absolute Souveränität des *bon usage* im Bereich der Sprachnormen ist also sozialer, nicht politischer Art. Genauer gesagt handelt es sich um eine Souveränität der Privatpersonen, insofern diese sich als Publikum konstituieren. Dies schließt das Volk – im soziologischen Sinne des Wortes – aus, ebenso wie die Bürger als Vertreter einer besonderen sozialen Schicht. Beim Volk ist der Sprachgebrauch spontan, er wird nicht eigens kultiviert; das Bürgertum ist seinerseits unfähig, sich über seine partikularistischen, berufs- oder wissensbezogenen Interessen und Redeweisen hinwegzusetzen. Unter den *honnêtes gens* – sie seien aristokratischer oder bürgerlicher Herkunft – besteht hingegen ein Vertrag, der auf keine politische Autorität verweist und keine braucht, und der die Entfaltung der Distinktion in der entsprechenden idealen Gesellschaft zum Gegenstand und Ziel hat. In diesem Bereich ist die Ausübung von Macht und Gewalt ausgeschlossen, und jedes Mitglied kann und darf unter der Bedingung an dem Vertrag teilhaben, dass es die gemeinsamen Sprachnormen aktiv nutzt und auf jede persönliche Normabweichung zu verzichten bereit ist, wenn eine eventuelle Abweichung von den anderen Vertragspartnern nicht akzeptiert wird. Innerhalb dieser egalitären Gesellschaft herrschen keine hierarchischen Normen, weder die der absolutistischen Monarchie noch die der häuslichen Privatsphäre. So nehmen die Frauen, wie wir oben gesehen haben,

¹⁰ Vgl. nochmals Zitat 8.

eine zentrale Stellung ein und sind von ihrer traditionellen sozialen Unmündigkeit rundum befreit. Die Soziabilität wird als einzig gültiger Wert anerkannt. Es geht darum, mit anderen Leuten um des Vergnügens willen zu verkehren und sich selbst und die anderen als Menschen zu erfahren, was natürlich eine Distanzierung von der Realität der hierarchischen, absolutistischen oder der privat- bzw. familienbezogenen Ordnung mit sich bringt.

In dieser Hinsicht könnte man behaupten, dass das klassische Französisch auf sprachlicher Ebene dem entspricht und historisch das vorwegnimmt, was im politischen Bereich der Rousseausche Begriff des *contrat social* sein wird. Wie der *contrat social* später bei Rousseau die politische Gesellschaft begründen wird, so begründet dieser *contrat linguistique* eine soziokulturelle, im 17. Jahrhundert *le public* genannte Gesellschaft. Der *contrat linguistique* des *bon usage* ist nicht notwendigerweise die Muttersprache, er wurzelt in keiner vorgegebenen Kultur- oder Literaturtradition. Die klassische Sprache ist in diesem Sinne eine Fiktion, eine Erfindung des zu seiner Zeit sich selbst konstituierenden Publikums, was nicht bedeutet dass sie eine künstliche Sprache wäre. Sie kann nämlich ihren praktischen Gebrauch in der Konversation und in zahlreichen literarischen Werken aufweisen, die einen hohen Grad an Realität bezeugen, wenn sie auch aus dem Munde oder der Feder einer kleinen Gruppe von einigen tausend Mitgliedern stammen. Dieser Status erklärt zum großen Teil den internationalen Erfolg des Französischen unter den neuen Eliten Europas, soweit sie sich im zugehörigen Lebensstil zuhause fühlten.

Zitate:

1. R. P. Dominique Bouhours (*Entretiens d'Ariste et d'Eugène*, 1671)

La simplicité de la langue française paraît aussi en ce qu'elle fuit avec beaucoup de soin ce qu'on appelle communément phrases (= *phraseis* = Ausdrucksweise). Les expressions simples et communes lui sont les plus agréables; et pour les phrases dont elle use, elle veut que les termes qui les composent soient propres et bien choisis; qu'ils y aient de la proportion entre eux, qu'ils soient faits en quelque sorte l'un pour l'autre, et que leur alliance soit autorisée par l'usage (es folgen Beispiele: auf Grund des semantischen Unterschiedes zwischen *canne*, Rohrstock, und *roseau*, Rohr, soll man die *phrase* „frapper avec une canne“, und nicht „frapper avec un roseau“ benutzen. „Donner une bonne impression“ oder „donner une mechante impression“ ist erlaubt, nicht „donner une impression“ im allgemeinen: wenn der besondere, intentionnelle und subjektive Aspekt (*bonne* oder *méchante*) fehlt, soll die *phrase* neutral bleiben: man sagt in diesem falle „faire impression“, weil *faire* semantisch allgemeiner ist als *donner*, usw.).

2. Vaugelas (*Remarques sur la langue française*, 1647)

La parole qui se prononce est la première en ordre et dignité, puis que celle qui est écrite n'est que son image, comme l'autre est l'image de la pensée.

3. Ch. Perrault (*Parallèle des Anciens et des Modernes*, 1688–1692)

Je connais des provinciaux, qui savent par cœur les *Remarques* de Vaugelas, et toutes celles du P. Bouhours, (...), et qui parlent fort mal français, pendant que tous les enfants élevez à la Cour parlent tresjuste et tres correctement, sans avoir jamais appris un seul mot de Grammaire.

4. Bouhours (*op. cit.*)

Je dois le peu que je sais au commerce des honnestes gens, et à la lecture des bons livres. Ce sont, à parler en général, les deux voyes qu'il faut tenir, ce me semble, pour sçavoir bien la langue française: l'une ne suffit pas sans l'autre.

5. Bouhours (*idem*)

Car à la bien considérer dans la perfection où elle est depuis plusieurs années, ne faut-il pas avouer qu'elle a quelque chose de noble et d'auguste, qui l'égale presque à la langue latine, et la relève infiniment au-dessus de l'italienne et de l'espagnole, les seules langues vivantes qui peuvent raisonnablement entrer en concurrence avec elle?

6. François de Callières (*Du bon et du mauvais usage*, 1693)

Les mots savants qui sentent le Grec et le Latin doivent être suspects à tous les gens du monde, et ils attirent sur ceux qui les disent un air pédant, quand il y en a d'autres plus simples et plus connus pour exprimer les mêmes choses. (...) Un galant homme ne laisse jamais deviner par ses discours qu'il ait une profession particulière, et c'est ce qu'un homme d'esprit a bien exprimé en disant qu'un honnête homme n'a point d'enseigne (= trägt kein Berufs- oder Amtsschild).

7. Ferdinand Brunot (*Histoire de la langue française des origines à nos jours*, tome IV: *La langue classique 1660–1715*, Nouvelle édition avec une Bibliographie établie par R. Lathuillière, Paris, A. Colin, 1966)

La raison d'une soumission si unanime et si complète à des règles si épineuses est dans l'esprit général de l'époque, toute de centralisation et d'autorité. Le régime auquel est soumis la langue est le régime de tout l'Etat.

8. Callières (*op. cit.*)

D'enrichir notre langue de plusieurs expressions et façons de parler qui lui manquent, cela serait fort à souhaiter; mais si les souverains mêmes n'ont pas droit d'introduire un mot nouveau, comme on l'a dit autrefois à un grand empereur (= berühmte, schon von Vaugelas benutzte Anekdote über Kaiser Tiberius: Der Herrscher hat kein Recht über die Sprache), qui est-ce qui sera assez autorisé pour l'entreprendre avec succès? Il n'y a que le public en corps qui ait ce droit-là, et il faut que cela se fasse de la même manière que la république de Pologne élit ses rois (...), ce qui ne se peut faire sans un consentement unanime.

9. Bouhours (*op. cit.*)

Mais savez-vous bien que notre grand monarque (Louis XIV.) tient le premier rang parmi ces heureux génies, et qu'il n'y a personne dans le royaume qui sache le français comme il le sait? (...). Enfin pour tout dire en un mot, il parle si bien que son langage peut donner une véritable idée de la perfection de notre langue.

Bibliografische Orientierung

Vaugelas, Vlaude F. de, *Remarques sur la langue françoise*, nouvelle édition [...] par A. Chassang, Paris: L. Cerf 1880 (die Originalausgabe ist auf der Webseite der Bibliothèque Nationale de France, On-line-Werke des Katalogs Gallica, abrufbar).

Magendie, Maurice, *La Politesse mondaine et les théories de l'honnêteté en France au XVIIe siècle, de 1660 à 1660*, Reprint der Ausgabe Paris 1925, Genève: Slatkine 1970.

Brunot, Ferdinand, *Histoire de la langue française des origines à nos jours*, tome IV: *La langue classique 1660–1715*, Nouvelle Édition avec une Bibliographie établie par R. Lathuillière, Paris: A. Colin 1966.

Denis, Jean-Pierre, *L'Honnête homme et la critique du goût. Esthétique et société au XVIIe siècle*, Lexington: French Forum Publishers 1981.

Roth, Oskar, *Die Gesellschaft der Honnêtes Gens. Zur soziaethischen Grundlegung des honnêteté-Ideals bei La Rochefoucauld*, Heidelberg: Carl Winter-Universitätsverlag 1981.

Faudemay, Alain, *La Distinction à l'âge classique: émules et enjeux*, Paris-Genève: Champion-Slatkine 1992.

Timmermans, Linda, *L'Accès des femmes à la culture (1598–1715)*, Paris: Champion 1993.

Merlin, Hélène, *Public et littérature en France au XVIIe siècle*, Paris: Les Belles Lettres 1994.

Merlin, Hélène, *L'Excentricité académique: littérature, institution, société*, Paris: Les Belles Lettres 2001.

Bury, Emmanuel, *Littérature et politesse. L'invention de l'honnête homme 1580–1750*, Paris: Presses Universitaires de France 1996.

Hellegouarc'h, Jacqueline (Hg.), *L'Âge de la conversation: anthologie*, Paris: Dunod 1997.

Craveri, Benedetta. *La civiltà della conversazione*, Milano: Adelphi 2002.

The first part of the paper discusses the importance of the research and the objectives of the study. It highlights the need for a comprehensive understanding of the subject matter and the role of the researcher in this process. The second part of the paper focuses on the methodology used in the study, detailing the data collection and analysis techniques. The third part of the paper presents the results of the study, which show a significant correlation between the variables under investigation. The final part of the paper discusses the implications of the findings and offers suggestions for future research.

The methodology employed in this study was a combination of qualitative and quantitative approaches. Data was collected through a series of interviews and surveys, which were then analyzed using statistical software. The results of the analysis indicate that there is a strong positive relationship between the variables studied. This finding is consistent with previous research in the field and has important implications for practice. The study also identifies several areas for further research, including the need to explore the underlying mechanisms of the observed relationships.

The implications of the findings are far-reaching, as they provide valuable insights into the complex nature of the phenomenon being studied. These insights can be used to inform policy and practice, leading to more effective interventions and outcomes. The study also contributes to the theoretical understanding of the field by providing empirical evidence to support existing theories and hypotheses. The findings suggest that the relationships between the variables are not only significant but also robust, indicating that the results are likely to hold in other contexts.

In conclusion, this study has provided a detailed and comprehensive analysis of the research topic. The findings are both significant and practical, offering valuable insights into the relationships between the variables under investigation. The study also identifies several areas for future research, which will help to further our understanding of the phenomenon and its implications. The research has the potential to make a significant contribution to the field and to inform practice in a meaningful way.

The author would like to thank the following individuals for their assistance and support during the course of the study: [Name], [Name], and [Name]. The research was supported by a grant from the [Organization].